



# GEO

DIE WELT MIT ANDEREN AUGEN SEHEN

www.geo.de

Benetux 7,80 € Finnland 10,50 €

Frankreich 8,90 € Griechenland 9,50 €

Italien 8,80 € Norwegen NOK 95

Portugal (cont.) 8,80 € Spanien 8,80 €

Schweiz 13,00 sfr

Österreich 7,50 €

Deutschland 6,60 €

04 | APRIL 2013

## Zukunft

Wie wir uns morgen  
bewegen werden

## Astana

Die unglaubliche Stadt  
in der Steppe

## Sterben? Später!

Der Mann, der das Altern  
für besiegbare hält

## Ägypten

So schön strahlt die  
Pracht der Antike

# Was Sie über Tiere wirklich wissen sollten

*Denken sie?*



*Sprechen sie?*

*Lieben sie?*

Wie viel  
Mensch  
steckt  
im

T  
ier?

Von Claus-Peter Lieckfeld (TEXT) und Nick Brandt (FOTOS)

Menschenaffen etwa, auch Delfine und Rabenvögel vollbringen erstaunliche Geistesleistungen. Das wirft die Frage auf, was unsere Mitgeschöpfe eigentlich von uns trennt. Das Sprachvermögen? Die Fähigkeit zu fühlen?



# E

Eine Amateur-Videokamera fing den Moment ein, als das Gorillaweibchen Binti Jua im Brookfield Zoo von Chicago 1996 zur Kronzeugin aufstieg: in dem immerwährenden Indizienprozess um die Streitfrage  
»Wie menschlich ist das Tier?«

**WAS WAR GESCHEHEN?** Binti Jua hatte sich eines kleinen Jungen angenommen, der in ihr Gehege gefallen und bewusstlos liegen geblieben war. Sie hob den Dreijährigen auf und legte ihn behutsam vor der Tür ab, durch die ihr Wärter hereinzukommen pflegte.

Was war das, wenn nicht selbstloses Verhalten? Etwas, das es nach damals gängiger Lehrmeinung bei Primaten außerhalb des Familienverbands nicht gab, schon gar nicht Artgrenzen überschreitend.

Aber Lehrmeinung hin oder her, hatte da nicht doch ein Tier etwas durchbrochen oder gar überwunden: die Demarkationslinie, die im philosophischen Fachjargon „anthropologische Differenz“ heißt? Die sperrige Vokabel bezeichnet all das, was den Menschen vom Tier unterscheidet – und in letzter Konsequenz trennt.

Philosophen und Wissenschaftler, die an diesem jahrtausendealten dicken Brett namens „Tierphilosophie“ bohren, meinen ausgesprochen oder unausgesprochen das „höhere“ Tier, wenn sie von „dem“ Tier sprechen. Niemand hält sich lange mit dem Unterschied zwischen *Homo*

*sapiens* und *Lumbricus terrestris* (Gemeiner Regenwurm) auf. Es geht beim Ausloten der anthropologischen Differenz in aller Regel um Arten, die in ihrem Auftritt eine gefühlte Nähe zu unserem Tun und zu unseren Äußerungen haben: etwa um Vögel, die andere warnen; um Männchen, die Weibchen raffiniert anlocken, um sich wenig später noch raffinierter betrügen zu lassen; um Waschbärmütter, die ihren Nachwuchs so einfühlsam anleiten, als hätten sie zwei Semester Didaktik studiert; um Affen, die offenkundig die Fertigkeiten von sonderbegabten Herdenmitgliedern kopieren.

Es geht um Tiere, die den Gebrauch von Werkzeug lernen, perfektionieren, selbstständig verändern und tradieren; oder um solche, die ihre Artgenossen trickreich in die Irre führen, um einen Vorteil zu ergattern. Kurz, der Diskurs kreist um Tiere, die sich – scheinbar oder tatsächlich – „allzumenschlich“ verhalten.

Und immer wieder werden Tiere beforcht, die gut bei Stimme sind. Die Schilderungen solch ungemain unterhaltsamer, manchmal sogar sensationeller Auftritte füllen Bibliotheksregale, sowohl in den Abteilungen für Wissenschaft als auch in denen für Kitsch.

Das Einfallstor für Kitsch steht beim Thema Tier traditionell weit offen. Das liegt wesentlich daran, dass man als Mensch nur schwer über Tierverhalten schreiben kann, ohne menschentypische Absichten und Motive zu unterstellen. Sie rutschen uns einfach in die Analyse, weil wir zwar über unsere – also über nicht tierische – Wünsche, Ängste, Handlungsziele in der Regel ganz gut Bescheid wissen, nicht aber über die unserer Mitgeschöpfe. Jene Wissenschaftler

und Autoren, die mit unsauberem Besteck hantieren, stopfen die Wissenslücke (Was weiß, was will das Tier?) mit dem, was ein Mensch in entsprechender Situation wissen und wollen würde.

Marc D. Hauser, Autor eines viel zitierten Buchs über Wilde Intelligenz, schildert dieses verbreitete „Menscheln“ am Beispiel einer angesehenen Hundekennerin. Sie behauptet, einer ihrer heranstürmenden Hunde hätte ihre momentan düstere Stimmung schon von fern erkannt und sei aus rund 90 Meter Entfernung jäh von „fröhlich“ auf „gedrückt“ umgeschwenkt. Potz Blitz! Der Beweis von Stimmungsübertragung: Mensch auf Tier. Oder doch nicht?

Die simplexe und, laut Hauser, wahrscheinlichere Erklärung: Der scharf beobachtende Hund entnimmt der Körpersprache seines Frauchens, dass es heute nichts mehr wird mit seinem geliebten „Eiiii-dass-ja!“-Spielen, und gibt seiner Enttäuschung durch entsprechendes Verhalten Ausdruck. Aber das entbehrt der Pointe. Und es passt nicht zum Mythos vom mitfühlenden Hund.

Dass höhere Tiere fühlen und Stimmungen wie Freude, Stress, Aggressivität und Begeisterung ausdrücken können, ist unter den meisten Forschern kein Streitpunkt mehr. Es ist offensichtlich. Allein die Begeisterung, mit der unser Eurasier-Hundewelp Luna im allerersten Laubhaufen seines Lebens wonnebadete, hätte mich von der Emotionsfähigkeit des Tieres überzeugt, wenn ich nicht schon überzeugt gewesen wäre.

**D**er Streit um die Tier-Mensch-Grenze betrifft eine andere Hirnregion als die, in der sich Empfindungen und Stimmungen abzeichnen. Er setzt da an, wo es um Kognition, um Denkleistungen geht. Etwa darum, ob Schimpanzen, Delfine, Rabenvögel, Kraken schlussfolgern können – sowohl aus Erlebtem wie aus Gedachtem – oder eher nicht. Kann man Tieren Einsicht, Fairness, Moral und die Wahlfreiheit, selbstlos oder egoistisch zu handeln, zurechnen? Sind Tiere imstande, ein Ich-Bewusstsein auszubilden? Ist also das Geistige ein Terrain, auf das Tiere vorrücken können? Oder bleibt es ihnen so verschlossen wie unsereinem die Geruchswelten von Hunden und Bären oder die Hördimensionen der Fledermäuse und Buckelwale? Kurzum: Können Tiere denken, und falls ja: wie?

Diejenige Wissenschaftlerfraktion, die ein hartes Nein aufrechterhält (nur Menschen können denken), argumentiert ungefähr so: Denken braucht Begriffe.

Begriffe können sich nur im Geflecht einer Sprache ausbilden. Tiere haben keine Sprache. Also denken sie nicht. Basta!

Das provoziert mindestens zwei Gegenfragen: Haben Tiere wirklich keine Sprache? Und: Ist nicht auch ein Denken ohne Sprache möglich? Zuerst zur zweiten Frage – der nach dem sprachlosen Denken. Der Säuglings- und Kleinkindforschung gelangen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einige erhellende Entdeckungen. So steht es inzwischen außer Zweifel, dass Menschen, bevor sie sprechen können, Denkleistungen vollbringen. Schon Säuglinge begreifen, dass Dinge, die man vor ihren Augen versteckt, immer noch da sind. Und sie zeigen durch längere „Blickverweildauer“ Erstaunen an, wenn hinter einer Blende plötzlich mehr Spielzeugmäuse wieder auftauchen, als zuvor dort verschwunden sind. Als könnten sie zählen.

Wie aber steht es mit der angeblichen Sprachunfähigkeit von Tieren, der Behauptung, die für die „Differenzialisten“ der Dreh- und Angelpunkt ihrer Argumentation ist? Differenzialisten werden im Philosophenjargon jene genannt, die unerschütterlich an der Tier-Mensch-Differenz festhalten. Ihr Widerpart ist die Gruppe der „Assimilierer“; das sind diejenigen, die eher fließende Übergänge vom Tier- zum Menschenreich sehen und zu beweisen trachten.

Dass Säugetiere und Vögel nicht den Stimmapparat von Menschen haben und darum – vielleicht von Papageien, Beos und einigen Rabenvögeln abgesehen – kein englisches „th“ lispeln, keinen französischen Nasal näseln, kein alemannisches „chhhhh“ krächzen können, verdammt sie noch nicht zur Sprachlosigkeit. Das Kollern eines Birkhahns bedeutet, sehr frei und vorbehaltlich übersetzt: „Schaut her, Mädels, so einen wie mich findet ihr so schnell nicht wieder! Und ihr anderen Jungs da hinten auf den billigen Plätzen, ihr tötet verdammt gut daran, Abstand zu halten!“

Zugegeben, der Birkhahn spricht schlichter. Aber wenn wir unsere menschliche Sprachfähigkeit als herausragende Entwicklung auf der vorläufig letzten Stufe einer langen Evolutionsgeschichte begreifen, dann liegt eine Frage nahe: Was war vorher, sagen wir auf halber Höhe? Warum sollte ausgerechnet Sprachfähigkeit die Ausnahme von der darwinischen Regel sein, der zufolge zu jedem Hochparterre der Evolution eine Treppe mit unvollkommeneren Vorstufen führt? So könnten etwa Schnauben, Prusten, Schmatzen Vorformen von Mitteilung sein. Von Sprache.

Mitteilung kann minimalistisch sein. Das gilt besonders in zuge-spitzten Situationen, in denen auch wir Menschen gern auf das Rudimentäre zurückgreifen. Etwa wenn der Boxer im Ring in Bedrängnis gerät: Die Mikrofone dicht am Kampfplatz lassen die Zuschauer nicht nur das Klatschen aufprallender Schläge hören, sondern bisweilen auch die Warnrufe des Trainers. Erkennt Ulli Wegner Gefahren für seinen

## Einiges spricht dafür: Primaten, Papageien und Wale verfügen über Vorformen von Sprache

Schützing in der Arena, dann ruft er ihm dreierlei zu: „Deckung hoch!“, „Distanz... Mensch!“, „Beinarbeit! Nicht fest werden!“

Wegner kann sich darauf verlassen, dass er verstanden wird. Die Sprache trägt und taugt. Ein Missverständnis kann den frühen Knock-out bedeuten.

Kurze Anweisungen sind etwas Universelles. Einige afrikanische Grüne Meerkatzen (*Chlorocebus*) können mit dreierlei Schreien vor Adlern, Großkatzen und Schlangen warnen. Die Rufer können sich darauf verlassen, verstanden zu werden. Die Signalsprache trägt und taugt. Missverständnisse – etwa bei Adleralarm in die Baumkronen zu flüchten – können den Tod bedeuten.

Aber warum ist das, was Boxtrainer Wegner von sich gibt, Sprache und das, was ein behaartes Tier äußert, nicht?

Differenzialisten würden sagen: Wegner spricht, weil er Begriffe benutzt (Deckung, Distanz), die sich nur innerhalb eines Netzes von ähnlichen oder von inhaltlich entgegengesetzten Begriffen verstehen lassen. Begriffsnetze aber können kommunizierende Tiere nicht knüpfen.

Differenzialisten würden ferner sagen: Tiersprache, so es sie denn gibt, kann keine Wenn-dann-Sequenzen aufbauen. Die warnende Meerkatze sagt ja nicht per Schrei: „Wenn du trotz meiner Adlerwarnung nach oben und nicht abwärts unter den Schirm des Kronendachs flüchtest, dann holt dich, verdammt noch mal, der Teufel beziehungsweise der Adler!“ Der Rufer – das, aber nur das würden Differenzialisten

einräumen – gibt ein vokales Signal, das richtig befolgt wird, und zwar einerlei, ob Ruf und Reaktion angeboren, eingeübt oder beides sind.

„Na und?“, sagen die Assimilierer. Zu Ende gedacht, ergeben die Einwände von euch Differenzialisten nur eine Minusliste: Die Drei-Wort-Sprache der Meerkatzen ist eng und starr, sie ist sehr begriffs- und variantenarm und nur in wenigen Lebenssituationen sinnvoll anwendbar.

Aber ist das ein Knock-out? Nein, meinen die Assimilierer. Die Sprache von *Chlorocebus* erfüllt, so reduziert sie sein mag, das wesentliche Kriterium von Sprache: Das akustische Signal aus dem Brustkorb eines Tieres (Schrei) – es hat weder mit realen Dingen wie Adlerkrallen, Schlangenzähnen oder Leopardentränken noch mit Abstrakta wie Gefahr oder Sich-in-Sicherheit-Bringen zu tun – bedeutet etwas. Und zwar flüchten! Aber schnell und bitte sehr auf die richtige Art und Weise!

Richtig bleibt, dass Menschen wohl niemals wissen können, welche Eindrücke tierische Botschaften – seien sie nun geschrien, gepfiffen, gezwitschert oder gegrunzt – exakt im Tierhirn formen. Doch dieses Nichtwissen taugt nach Meinung der Assimilierer nicht, um hoch entwickelten Lebewesen wie Affen, Vögeln oder Schweinen Vorformen von Sprache abzuerkennen. Unser Nichtwissen ist kein Beleg für ihr Unvermögen.

Auf Basis dieser Überzeugung gingen einige Assimilierer weiter, erkenntnistheoretisch und praktisch testend: Wenn die intelligentesten Tiere – Primaten, Papageien, Rabenvögel, Wale – (mutmaßlich) über sprachliche Vorformen verfügen, müsste man diese doch aufdecken können. Nicht Tiere auf menschliches Niveau hochzutrainieren wäre das Ziel, aber ein erkennbares Mehr als artentypisch normal sollte schon drin sein. Träte es hervor, wäre das so etwas wie ein Plausibilitätsbeweis, dass Sprache als Anlage dem Tierreich mitgegeben ist.

Die Liste der Versuche, vor allem Menschenaffen Elemente von Zeichen- und Symbolsprache beizubringen, ist beeindruckend lang. Die Experimente reichen von Schimpansen, die einstellige Zahlen richtig lesen können, bis zu solchen, die das Abstraktum „gleich“ (im mathematischen Sinne von „identisch“) fehlerfrei anwenden. Die Liste umfasst Tierschüler, die Symbole für Dutzende von Dingen auch in schwierigen Situationen erkennen und richtig handhaben. Und sie endet nicht bei dem hoch trainierten Bonobo Kanzi, der auf die sprachlich gestellte Frage: „Kannst du deinen Ball in den Fluss werfen?“ diesen schnurstracks aufhebt, ans Wasser geht und ihn hineinschleudert. Kanzis praktische Intelligenz steht der emotionalen Intelligenz von Binti Jua, der Menschenretterin im Zoo von Chicago, in nichts nach – so unser Eindruck.

Es erfordert in der Tat große analytische Disziplin und emotionale Enthaltsamkeit, um Binti Jua nicht eine Art universeller Barmherzigkeit zuzusprechen.

Warum also zögert der analytische Menschenverstand? Wissenschaftler bestehen auf Wiederholbarkeit von Testergebnissen. Einzelbeobachtungen sind zwar nicht wertlos, aber sie müssen kritisch hinterfragt werden. Zum Beispiel müsste ausgeschlossen werden, dass Binti Jua nicht vor ihrer Rettungstat ein eigenes Kind verloren hatte und nun das abgestürzte Menschenkind einen mütterlichen Schutzreflex ausgelöst hat; einen, den auch eine Stoffpuppe „triggern“ könnte. Wäre dem so,



**Wir werden nie wissen können,  
was im Kopf eines Löwen vor sich geht.  
Aber denkt er deshalb nicht?**

wäre das Verhalten der Gorilladame nicht Ausdruck einer artübergreifenden Barmherzigkeit, sondern das Resultat einer Verwechslung oder ein Indiz für eine Traumatisierung.

Wir wehren uns gefühlsmäßig gegen solcherart wissenschaftliche Spaßverderberei und Entmystifizierung. Weil wir Tiere und – das wird gern verwechselt – mehr noch den Spaß mit ihnen lieben.

Meine Eurasierhündin Luna hat im Alter von fünf Monaten gelernt, dass man auf Hauskatze Niba nicht, freudig auf Spiel gebürstet, zuspringen darf. Aber sie möchte es doch so gern. Also schiebt sie sich flach wie ein sich anschleichender Tiger heftig schwanzwedelnd zentimeterweise über den Teppich auf den

ersehten Spielpartner zu und stößt dabei kleine spitze Kieker aus – vokaler Ausdruck eines stressgeladenen Dilemmas: „Ich will mit der da spielen, aber die zweibeinigen Alpha-Hunde lassen mich nicht – es ist schier nicht auszuhalten.“

Achtung! Das war jetzt eine Spekulation, keine autorisierte Übersetzung aus dem Hündischen ins Deutsche.

Die Frage, wie groß sich die anthropologische Differenz zwischen Mensch und hoch entwickeltem Tier noch ausnimmt, angesichts diverser protokollierter Fühl- sowie möglicher Denk- und Sprachleistungen, beantworten Intelligenz-, Kommunikations- und Sprachforscher, Hirnphysiologen, Anthropologen, Verhaltensforscher und nicht zuletzt Philosophen unterschiedlich, teils gegensätzlich.

Der 2004 verstorbene Weltstar der Gegenwartsphilosophie, der Franzose Jacques Derrida, hatte von dieser Diskussion „die Schnauze voll“ – wie er in einer für Meisterdenker seines Schlages etwas ungewohnten Diktion verkündete. Die Tier-Mensch-Differenz wegphilosophieren zu wollen, käme für ihn dem schildbürgerhaften Versuch gleich, „gegen

## Tier = Mensch minus x

Der Philosoph Hans-Joachim Lenger plädiert dafür, allen Formeln, die den Unterschied zwischen uns und anderen intelligenten Lebewesen definieren wollen, mit Misstrauen zu begegnen



**GEO: Gibt es etwas, das allen abendländischen Philosophien gemeinsam ist, wenn sie versuchen, das „Anderwesen“ Tier zu fassen?**

**Hans-Joachim Lenger:** Wenn ja, dann ist es wohl am ehesten der Punkt, an dem die Frage „Was ist der Mensch?“ aufgeworfen wird. Worin besteht das Eigene, das Eigentliche oder Unersetzbare des Menschen? Das lässt sich offenbar nur bestimmen, wenn der Mensch von allem abgesetzt wird, was ihn ans vermeintlich „Tierische“ bindet.

**Wir definieren uns also vom Tier weg?**

So in etwa. Das Tier wird in eine einfache Gleichung gezwängt. Tier = Mensch minus x. Wobei x gewaltig viel und tendenziell alles sein kann. Die Philosophen hatten durch die Jahrhunderte ähnliche und doch auch wieder wechselnde Subtraktionsformeln. Bei Aristoteles sollten die Sprachfähigkeit und die Fähigkeit zur Staatenbildung den definitiven Unterschied ausmachen, bei Descartes war es die Seele, bei Kant die Vernunft, bei Hölderlin das Bewusstsein vom unabweichlichen eigenen Tod. Alle diese Formeln sollten uns allerdings misstrauisch machen.

**Misstrauisch, weil sie unzulässig sind? Weil sie Teil einer Herrschaftsgeschichte sind. Wo immer vom Wesen des Menschen und dem des Tieres die Rede ist, ist eine Macht oder Unterwerfung bereits im Spiel. Übrigens eine, die sich auf die einfache Entgegenstellung Mensch-Tier nicht reduzieren lässt.**

**Das müssen Sie erläutern!**

Bereits die politische Philosophie des Aristoteles versetzt Tiere und Sklaven in eine unauf lösbare Nähe zueinander.

Beide, so heißt es, seien *álogos*, also unverständlich. Zwar nehmen sie Vernunft an anderen, an Menschen, wahr; selbst aber haben sie keine. Sie gehorchen, ohne zu sprechen. Und bei Aristoteles werden nicht nur die Sklaven in die Nähe zum Tierischen gerückt. Auch ethnische Differenzen und die der Geschlechter werden aus einer Nähe zum Tierischen gedacht.

**Nun beharren allerdings auch heute sehr viele Diskussionsteilnehmer darauf, dass allein Menschen „Vernunft“ und „Sprache“ haben ...**

Denken und Sprache stehen gewiss in einem unauflösbaren Verhältnis zueinander. Allerdings will das westlich geprägte Denken Sprachvermögen und Vernunft auf den „mündlichen Selbstausdruck“, also auf das Wörterfabrizieren, festlegen. Die Seele, so die Vorstellung von Plato bis Hegel, vernimmt sich selbst im gesprochenen Wort.

**Sie betonen: „will“ festlegen. Meinen Sie damit, die Festlegung von Sprache auf den reinen Sprechakt gelingt nicht? Sie gelingt nicht. Was ist mit Mimik, Geste, Körpersprache – mit all dem, was nicht „Zeichen“ ist, sondern eher „An-Zeichen“? Indem all dies weggelassen wird, ist es scheinbar folgerichtig, die Tiere als sprachunfähig zu denken. Der französische Philosoph Jacques Derrida hat die Verkürzung von Sprache auf mündliches Sprechen und die daraus folgende Diskriminierung des Tieres überzeugend herausgearbeitet: Wir denken uns Tiere als sprachlos, um einen ganz bestimmten Typus „vernünftigen Sprechens“ zu privilegieren, der dann spezifisch „menschlich“ sei.**

**Was schulden wir den Tieren?**

Wie nicht nur die Primatenforschung zeigt, beginnen traditionelle hierarchische Einstufungen von Mensch und

**Hans-Joachim Lenger, profunder Kenner des Werks von Jacques Derrida, lehrt an der Hamburger Hochschule für bildende Künste**

Tier seit geraumer Zeit zu zerfallen. An ihre Stelle tritt etwas anderes: die Erfahrung von Unterschiedlichkeiten, von Differenzen – aber von solchen, die eine „Rangordnung“ immer weniger kennen. Vielleicht geht es heute um das Erstaunen, möglicherweise sogar um das Erschrecken darüber, dass Tiere nur anders sind. Sie sprechen und denken nicht wie wir. Letztlich entziehen sie sich unserem Verständnis. Doch was folgt daraus? Ohne Hierarchien bleibt nur, was man eine „unendliche Verantwortung“ nennen könnte. Das Leid eines Tieres trifft wie ein Imperativ: dieses Leiden zu beenden. Was man menschliche Freiheit nennt, besteht nicht zuletzt in dieser Verantwortung.

**Und unsere Annahme dieser Verantwortung manifestiert sich in Tierrechten? Zum Beispiel. Aber in einem nicht eng juristischen Sinne. Den es übrigens durchaus gab. Noch im Mittelalter hat man Stiere, die einen Menschen verletzten, als rechtsfähige Täter angeklagt und bestraft. Jedes Recht aber geht aus Postulaten einer Gerechtigkeit hervor, die unerreichbar bleibt. Und Tieren schulden wir Gerechtigkeit, unabhängig davon, ob das in unseren menschlichen Rechtskanon passt oder nicht.**

**Und das heißt?**

Zuallererst: Tiere Tiere sein lassen. Soweit das irgend menschenmöglich ist.

Claus-Peter Lieckfeld

den Verstand anzurennen“. Die „Diskussion wird erst dort interessant“, so Derrida, „wo man, statt zu fragen, ob es eine (...) Grenze gibt oder nicht, zu denken versucht, was mit einer Grenze geschieht, wenn sie zum Abgrund wird.“

Mit Abgrund meinte Derrida das historisch beispiellose Tiergemetzel der letzten 150 Jahre, das zu unserer Lebzeit in industrieller Schlachthaus-Barbarei, quälerischer Tierhaltung, in Gen-Bastelei und Zerschlagung der Artenvielfalt gipfelt. Womöglich mehr noch schreckte Derrida, „dass die Menschen alles Menschenmögliche tun, diese Grausamkeit zu verschleiern oder sie vor sich selbst zu verbergen, dass sie alles daran setzen, im Weltmaßstab das Vergessen oder die Verkleinerung von Gewalt zu organisieren, die manche mit den schlimmsten Genoziden vergleichen mögen.“

Einerlei, ob man nun mit Derrida die Assimilierer (zur Erinnerung: das sind diejenigen, die eine absolute Grenze zwischen Tier und Mensch für nicht existent halten) für „dümmer als das dümmste Tier“ hält oder nicht – seinem Aufruf, sich dem Abgrund zuzuwenden, sollten wir Folge leisten.

Hart am Abgrund steht eine Orientierungstafel mit der Leitfrage: Welcher Umgang mit Tieren ist moralisch angemessen und richtig?

Bevor wir darauf antworten, müssen wir uns darüber klar werden, welchen Wert das Tier in unserem moralischen Koordinatensystem hat.

Marion Selig, Tierärztin und Vorsitzende des Tierschutzbeirats der hessischen Landesregierung, wirft erst einmal Ballast ab: „Um Tieren einen ‚Wert an sich‘ und Würde zuzuerkennen, genügt es mir, um ihre Emotionalität zu wissen, um ihre Glücks- und Leidensfähigkeit, ihre Individualität. Ich muss dazu nicht wissen, ob oder wie viel menschliche oder menschenähnliche Intelligenz und Sprachfähigkeit in ihnen steckt.“

**M**it ihrem Anliegen, Tieren einen Wert an sich zuzubilligen, kamen Tierrechtler in Europa in den vergangenen Jahren allerdings nicht recht voran. Zwar gilt in der Schweiz seit 2008 ein revidiertes Tierschutzgesetz, in dem ausdrücklich von der „Würde des Tieres“ die Rede ist und das es deutlich erschwert, Tierversuche genehmigt zu bekommen. Die deutsche Bundesregierung hingegen hat die Chance nicht genutzt, bei der im Dezember 2012 vom Parlament beschlossenen Änderung des Tierschutzgesetzes neue Maßstäbe zu setzen. So habe sie sich zum Beispiel

## Ein Gericht sollte klären: Welche Menschenrechte hat der Schimpanse Matthias Pan?

geweigert, ein uneingeschränktes Verbot von Experimenten an Menschenaffen festzuschreiben, kritisieren Tierschützer.

Die Hoffnung, dass auf der europäischen Bühne ein Schritt in diese Richtung gelingt, hatten die Spanier genährt. 2008 lag dem Parlament ein Gesetzentwurf vor, der sich auf das Great Ape Project stützte, eine von dem australischen Bioethiker Peter Singer mit ins Leben gerufene Initiative zum umfassenden Schutz der Menschenaffen. Unsere nahen Verwandten, so sah das spanische Gesetz vor, sollten vor medizinischen Versuchen sicher sein. Ihre würdelosen Auftritte als Clowns sollten ein Ende haben. Und deutlich höhere Standards für ihre Unterbringung in Gefangenschaft waren vorgesehen.

Als einen „historischen Durchbruch bei der Absenkung der Barriere zwischen Menschen und nicht menschlichen Lebewesen“ feierte Peter Singer das Vorhaben. Doch der Vorstoß blieb im parlamentarischen Getriebe stecken. Nichts ist in Spanien seither vorangegangen.

Ins Leere lief auch der Versuch österreichischer Tierrechtler, einem Schimpansen Personenstatus zuerkennen zu lassen. Der Fall des Matthias „Hiasl“ Pan (Pan abgeleitet vom lateinischen Gattungsnamen der Schimpansen), eines ehemaligen Versuchsauffen, dessen Existenz Ende 2006 durch den drohenden Bankrott eines Tierschutzhauses gefährdet war, erregte international Aufsehen. Und landete letztlich sogar beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg. Aber dessen Richter lehnten es ab, sich mit der Frage nach den Rechten eines Menschenaffen zu beschäftigen.

Andere halten schon den Ansatz, Menschenaffen als rechtsfähig zu erklären, für fragwürdig. Der neben Jane Goodall berühmteste zeitgenössische Primatenforscher, Frans de Waal, glaubt zwar, „dass wir gegenüber den Menschenaffen, unseren nächsten Verwandten, besondere Verpflichtungen haben“, gibt aber zu bedenken, dass sich, wenn wir

## »Wenn wir Rinder und Schweine schon töten, schulden wir ihnen ein glückliches Leben vor dem Tod«

ihnen Rechte zugestehen, „kein überzeugender Grund anführen lässt, sie anderen Affen, Hunden, Ratten vorzuziehen“.

De Waal schlägt vielmehr vor: „Wie wäre es, wenn wir die Diskussion um Rechte einfach einstellten und stattdessen Verpflichtungen verkündeten? Unsere neueren Einsichten in das geistige Leben der Tiere sollten uns zu einer Ethik der Verantwortung bewegen, basierend auf der Einsicht, dass unsere Interessen nicht die einzigen sind.“

**D**er moralische Imperativ, gut zu Tieren zu sein, ist im Deutschen sprichwörtlich und schon Vorschul-Lernstoff: „Quäle nie ein Tier zum Scherz; denn es fühlt wie du den Schmerz!“

Aber der Satz hat eine Untiefe, die nicht sofort auffällt. Gefordert wird nicht, Tiere nicht zu quälen, sondern sie nicht „zum Scherz“, aus nichtigen Gründen, zu quälen. Ganz in diesem Sinn verbietet das deutsche Tierschutzgesetz, Tieren „ohne vernünftigen Grund“ Leid zuzufügen.

Was so ein vernünftiger Grund sein kann – oder radikaler: ob es einen solchen überhaupt gibt –, ist heftig umstritten. Die populäre Zuspitzung dieser Streitfrage lautet: „Sag mir, was auf deinem Teller liegt, und ich sag dir, wer du bist!“ Und sie trennt „Leichenfresser“ von „Kohlrabi-Heiligen“, Fleischesser von Vegetariern und Veganern.

Tierrechtler und Philosoph Peter Singer duldet kein Wenn und Aber: Tiere für den menschlichen Verzehr leiden zu lassen – und niemand kann leugnen, dass Schlachthäuser Orte von Leid und Schmerz sind –, sei unvereinbar mit einer umfassenden, einer „utilitaristischen“ Ethik. Zu widerhandlungen mit den Tatwerkzeugen Messer und Gabel fallen für Singer und für viele andere Tierrechtler unter die inakzeptablen Folgen unseres „Speziesismus“ – was eine analoge Wortbildung zu „Rassismus“ und „Sexismus“ ist. Allen drei Ismen ist gemein: Menschen nehmen sich perfide, diktatorische Vollmachten und Vorrechte heraus, bar jeglicher Moralität.

Aber wer ist Speziesismus-Täter, wer Mitläufer? Muss der Steakhouse-Gast, ähnlich wie der Bordellbesucher, sein Moralempfinden an der Garderobe abgeben, bevor er zur Sünde schreitet? Nein, so die Antwort aus dem Bauch heraus: eine Bestellung im Steakhouse ist kein Mordauftrag.

Oder doch? Dann, so die Entgegnung von Anthropologen und Ethnologen, müssten sich ganze Kulturen zu Tode schämen, die wie die arktischen Inuit – zumindest früher – ausschließlich von Fleisch lebten.

Tiere zwecks Verzehr zu töten, ist evolutionärer Erbe des Menschen; *Homo sapiens* hat den typischen Verdauungstrakt eines Alles(fr)essers, eines Säugtiers, das pflanzliches und tierisches Eiweiß gleich gut verdauen kann. Wäre dem nicht so, dann wäre der nackte Affe nicht zum Menschen geworden, sagen uns manche Wissenschaftler. Ohne die tierische Proteinquelle hätte sich unser leistungsfähiges Gehirn nicht entwickeln können.

Tierschützer, Tierethiker, Tierrechtler, egal, ob sie nun Bratwürste oder Sojabratlinge essen, finden sich in der Regel schnell zusammen, wenn es um praktische Forderungen zugunsten der Tiere geht. Qual und Leid bemessen sich auch in Quadratzentimetern Käfiggröße und Autobahnkilometern zwischen Stall und Schlachthof.

„Aber das allein kann es ja wohl nicht sein“, sagt Karl Ludwig Schweisfurth, 82, der aus der industriellen Fleischproduktion kommt und südöstlich von München, im oberbayerischen Herrmannsdorf bei Glonn, einen einzigartigen ökologischen Lernbetrieb aufgebaut hat. „Die Tragik, dass wir Tiere töten müssen, um sie zu essen, ist in der Welt. Wobei die maschinelle, brutale Form des Tötens in unseren Schlachthäusern verbrecherisch ist, durch nichts zu rechtfertigen.“

Und er fährt fort: „Wenn wir Schweine, Rinder, Hühner und Gänse töten, auch wenn wir es so sanft und achtsam tun wie wir in Herrmannsdorf, dann schulden wir ihnen zumindest ein glückliches Leben vor dem Tod. Ich sage bewusst glücklich, denn Tiere können Glück und Freude empfinden.“

Eine blasse Vorstellung von artgerechter Tierhaltung, hier etwas mehr Einstreu, da ein paar Quadratmeter mehr Platz in den Legebatterien, dort ein bisschen mehr Auslauf im Freien, hält Schweisfurth zwar für besser als gar nichts. Aber wenn es dabei bliebe, sei es nur ein abgemilderter Betrug. Betrug vor allem am Tier, so der Ökofleischpionier, „dem ich als Schlachter und Hirte, aber auch als Liebhaber eines festlichen Bratens, ein gutes, ein artgemäß glückliches Leben schulde“.

GEO-Autor CLAUS-PETER LIECKFELD erlebte tierische Intelligenz am Beispiel seines Wellensittichs „Butsche“. Der konnte mit dem Kommando „Cherry, Köbörchen“ den Dackel aufs Ruhelager schicken. Und sicherte sich damit geschickt – so vermutet Lieckfeld – seine innerfamiliäre Vorrangstellung. Bevor sich der gebürtige Brite NICK BRANDT im Jahr 2000 der Fotografie zuwandte, produzierte er Musikvideos. Bei Filmaufnahmen für das Video zu Michael Jacksons „Earth Song“ entdeckte er seine Liebe zu Afrika und dessen Fauna.

Das Tierreich, Begleitung und  
Stimme empfinden, ist offensichtlich –  
und unter Forschern kein Streitpunkt





Hierfür sorgt häufiges Kämmen mit  
einem Kamm für die Glätte von innen,  
einen Westerntierfett, rinnen. Seine  
Fäden sind für die weiche Haut  
auf dem Gradentafel des Tierhaltungsbereichs  
für die Bildung von Fettsäuren, wie auch Magerie  
zurückzuführen auf die Kamm.

# Das Tier bei mir

Die einen haben wir auf dem Teller, die anderen umsorgen wir, teilen Haus und Freizeit mit ihnen und geben Millionen Euro für Furrer und Zubehör aus. Was ist die Grundlage, was die Moral dieser Mensch-Tier-Beziehung? Was erhoffen wir uns von den Tieren? Was geben wir ihnen?

Von Hal Herzog (TEXT) und  
Heidi und Hans-Jürgen Koch (FOTOS)

**W**enn die Leute erfahren, dass ich die Beziehungen zwischen Mensch und Tier erforsche, sagen sie oft: „Du musst unbedingt mit einem Freund von mir sprechen! Der ist ganz vernarrt in seinen Hund/Kater/Vogel.“ Meine Schwester etwa meinte, ich solle mit Paulette Jacobson sprechen.

Paulette lebt mit einem Shih Tzu namens Miss Bette Davis, abgekürzt Missy, auf Bainbridge Island in der Nähe von Seattle. Missy ist eine Hündin aus dem Tierheim, die von ihrem früheren Halter schwer vernachlässigt wurde. Jetzt führt sie ein luxuriöses Leben, bekommt im Haus gekochtes Essen vorgesetzt, darf Bootsfahrten auf dem Puget Sound unternehmen, und es gibt einen ganzen Schrank mit schicken Kleidern für sie. Der Hund besitzt einen Regenmantel und mehrere Pullover, eine Sonnen- und eine Schwimmbrille. Manchmal wählt Paulette für sich und Missy identische Kleidung, und die beiden fahren auf einem Motoroller durch Bainbridge Island. Sie sind ein hübsches Paar. Die Menschen winken und greifen zum Fotoapparat. Auf der Insel eröffnet demnächst eine Boutique für Haustiere, und Paulette kann es kaum erwarten, die neue Hundemode zu sehen. Sie liebt Missy abgöttisch. „Sie verkörpert für mich den idealen Hund“, sagte sie mir. Aber Missy ist mehr als nur Gesellschaft für Paulette. „Missy ist mein Alter Ego.“

Wie Paulette nehmen es viele Tierbesitzer wörtlich, dass ihr Hund oder ihre Katze eine Erweiterung ihrer selbst darstellt. Doch das allein ist noch keine Erklärung dafür, warum Menschen Hunde, Katzen, Vögel, Schildkröten und sogar Ratten in ihrer Wohnung halten und oft wie Familienmitglieder behandeln.

Einen guten Grund dafür zu finden ist tatsächlich schwer. Denn schon aus evolutionärer Sicht ist das Konzept „Haustier“ ein Problem: Warum sollten Menschen so viel Zeit, Energie und Ressourcen an Tiere verschwenden, mit denen sie keine Gene austauschen und die keine nützliche Arbeit leisten? Die Manager der Haustierindustrie und fast alle Anthrozoologen, die ich kenne, würden sagen: Der Mensch holt Tiere in sein Leben, weil er sich mit ihnen glücklicher, gesünder und mehr geliebt fühlt. Ich glaube, die Sache ist komplizierter.

Also was genau ist ein Haustier? Der Historiker Keith Thomas vertritt eine simple Definition: Haustiere sind Tiere, die sich im Haus ihres Halters aufhalten dürfen, die einen Namen bekommen und nicht verspeist werden.

Das ist ein guter Ausgangspunkt, aber es gibt Ausnahmen. Meine Nachbarn lassen ihren Hund nie ins Haus, mein Zahnarzt hat seinen tropischen Fischen natürlich keine Namen gegeben. Und selbst von der Übereinkunft, dass Haustiere nicht auf den Teller gehören, gibt es

## Diese Freude, ihm in die Wolle zu geraten

Ungepflegt kommt man Josef Sutter nicht davon, zumindest nicht als Angorakaninchen. Sein erster Gang am Morgen führt den 61-jährigen Freiburger in den Stall, und das bereits seit 50 Jahren. Ein Leben ohne die Tiere? Unvorstellbar für ihn









## Brummschädel mit Bühnenreife

Dieter Kraml in Alfeld möchte es Braunbären bequem machen, »Hera« zum Beispiel. Die alte Theaterkulisse mit einem Schwanensee-Motiv hat der Tiertrainer in seiner »Freizeithalle« aufgebaut. Acht Bären leben darin

Abweichler. Ich habe einen Bekannten, der kurzerhand eines der Meererschweinchen seiner Kinder grillte, als diese nicht im Haus waren.

Mir gefällt daher jene anspruchslose Definition besser, die der Anthrozoologe James Serpell so formulierte: Mit Haustieren leben wir zusammen, und sie haben keine offensichtliche Funktion.

Allerdings: Bis in die jüngere Vergangenheit hatten die meisten Tiere in Haushalten ja sehr wohl eine Aufgabe. Hunde sollten Herden hüten, jagen, wachen oder sogar Karren ziehen. Katzen wurden eher als biologische Mausefallen denn als Objekte der Zuneigung toleriert. In der westlichen Welt waren Tiere, deren einzige Funktion darin bestand, dem Vergnügen ihrer Halter zu dienen, bis Mitte des 19. Jahrhunderts jedenfalls selten. Erst dann stieg etwa die Beliebtheit von Käfigvögeln, insbesondere von singenden Kanarienvögeln, explosionsartig an, und die Grenzen zwischen Haustier und Mensch begannen mancherorts zu verschwimmen. Etwa in der französischen Mittelklasse. Der Kleiderschrank eines Pariser Hundes konnte Stiefel, einen Morgenmantel und einen Badeanzug enthalten. Und während zu Beginn des 19. Jahrhunderts tote Hunde noch in die Seine geworfen worden waren, bestatteten die Pariser ihre Hunde – und auch Katzen – ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf Tierfriedhöfen oder stellten ihre ausgestopften Köpfe zum Gedenken auf den Kaminsims.

**E**ine weitere bedeutende Veränderung ergab sich im späten 19. Jahrhundert, als Mütter das Haustier als ein Mittel zu betrachten begannen, ihre Kinder zu Verantwortungsbewusstsein zu erziehen. Mittlerweile wird es vielerorts sogar als notwendiges Element jeder normalen Kindheit aufgefasst. Und besonders Hunde und Katzen gelten dabei als vollwertige Familienmitglieder, ein Trend, den die Hersteller einschlägiger Produkte als „Humanisierung des Haustiers“ bezeichnen – und natürlich begrüßen. So sagen nicht nur 70 Prozent der Halter von Katzen und Hunden, sie erlaubten ihren Lieblingen manchmal, in ihrem Bett zu schlafen; zwei Drittel kaufen ihnen auch Weihnachtsgeschenke, 23 Prozent kochen speziell für sie, 18 Prozent ziehen sie bei besonderen Gelegenheiten auch besonders an.

Es geht dabei um ein Massenphänomen. Nach Erhebungen der American Pet Products Manufacturers Association besitzen etwa 63 Prozent der amerikanischen Haushalte ein Haustier; in Deutschland sind es etwa 40 Prozent. Am häufigsten teilen die Menschen ihr Leben mit Katzen





## Hilfe, die Grenzen überschreitet

Für in Not geratene Tiere scheut die Hartz-IV-Empfängerin Alexandra Schmidt keine Mühen – auch über Deutschland hinaus. Hund »Zelko« stammt aus Sarajevo, wo er mit gebrochenen Beinen im Müll lag. Dank eines Rollwagens kann er sich jetzt wieder flink bewegen



## Ein Hundeleben? Es soll besser sein als sein Ruf

Wie eintönig Tierfutter mitunter ist, möchte Sandra Reich sich lieber nicht vorstellen. Die gelernte Konditorin beschloss daher, Pralinen und Gebäck für Hunde zu kreieren: Ihr Leberwurst-Gugelhupf überzeugt angeblich auch anspruchsvolle Doggen. Und selbst ihren Liebeshunger sollen Hunde auf neue Weise stillen können: mit »Hot Doll«, einer hündischen Partenerin aus Plastik, Ersatz zum Beispiel für Stuhlbeine

## Gedenken über den Tod hinaus

Mit Nadeln sorgt ein Tierpräparator dafür, dass die Mimik einer geliebten Katze nach deren Ableben erhalten bleibt. Wer sich gänzlich verabschieden will, kann einen Kadaver in die Hände von Stefan Schindler, »Tierkrematorium Schwarzwald«, geben, der dann ein brennendes Schiff mit der Asche zu Wasser lässt

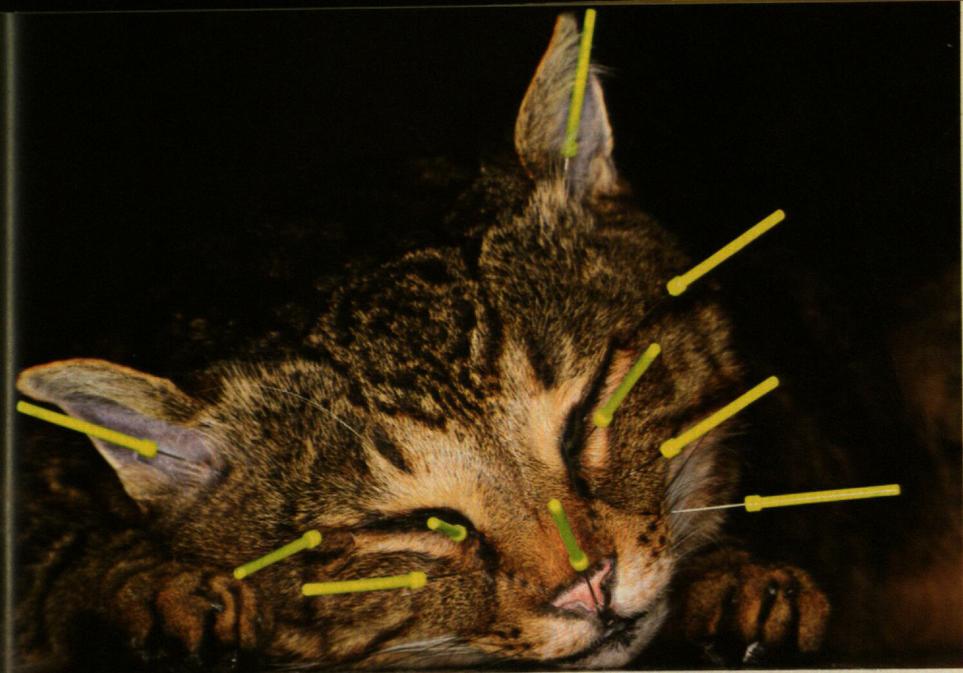
und Hunden, mit einigem Abstand folgen Vögel, Reptilien und Kleinsäuger wie Mäuse, Frettchen, Kaninchen. Hinzu kommen Massen von Zierfischen.

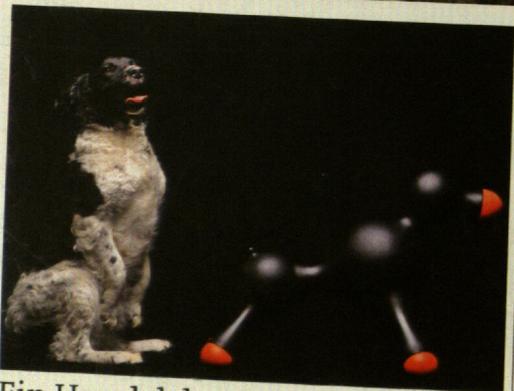
Und die Investitionen in die tierischen Mitbewohner sind in den vergangenen Jahren förmlich in die Höhe geschossen. US-Amerikaner geben inzwischen mehr für ihre Haustiere aus als für Filme, Videospiele und Musik zusammen: für Nahrung und Nahrungsergänzungsmittel, für Tierärzte, für Katzenklos, für Designerklamotten, Halsbänder und Leinen, Fressnapfe, Spielzeug und Geburtstagskarten. Zusätzlich berappen wir Geld für Tierbetreuer, Fellpflegedienste, Hundeschulen, Hundeausführer, Hundesteuern, Begräbnisurnen, Versicherungen und New-Age-Tierkommunikatoren.

Im Angebot sind Tiermenüs wie das „Shredded Duck Entrée“: „eine großzügige Portion handgeschnittener Freilandente, im eigenen Saft gesotten, mit Kartoffeln, Bohnen und Karotten“. Im Angebot sind Höschen für Welpen, Diademe, Badeanzüge, Smokings und Hochzeitskleider für erwachsene Hunde. Und etwa im Ritz-Carlton Hotel in Sarasota haben privilegierte Hündchen die Wahl zwischen Schwedischer Haustiermassage, Ganzkörper-Entspannungsmassage, kräftigerer Sportmassage und sanfter Massage für ältere Tiere.

**A**uch wenn solche Exzesse natürlich ungewöhnlich bleiben – die geschätzten Kosten für die lebenslange Haltung von Tieren sind auch im Durchschnitt enorm: Sie betragen bei einem mittelgroßen Hund in den USA 8000, bei einer Katze, weil sie länger lebt, gar 10 000 Dollar.

Was aber bekommen Tierliebhaber für das viele Geld? Zu dieser Frage habe ich mit dem Sozialpsychologen Robin Kowalski eine Studie angestrengt. Wir baten Hunde- und Katzenhalter, einen Analysebogen





## Ein Hundeleben? Es soll besser sein als sein Ruf

Wie eintönig Tierfutter mitunter ist, möchte Sandra Reich sich lieber nicht vorstellen. Die gelernte Konditorin beschloss daher, Pralinen und Gebäck für Hunde zu kreieren: Ihr Leberwurst-Gugelhupf überzeugt angeblich auch anspruchsvolle Doggen. Und selbst ihren Liebeshunger sollen Hunde auf neue Weise stillen können: mit »Hot Doll«, einer hündischen Partenerin aus Plastik, Ersatz zum Beispiel für Stuhlbeine

## Gedenken über den Tod hinaus

Mit Nadeln sorgt ein Tierpräparator dafür, dass die Mimik einer geliebten Katze nach deren Ableben erhalten bleibt. Wer sich gänzlich verabschieden will, kann einen Kadaver in die Hände von Stefan Schindler, »Tierkrematorium Schwarzwald«, geben, der dann ein brennendes Schiff mit der Asche zu Wasser lässt

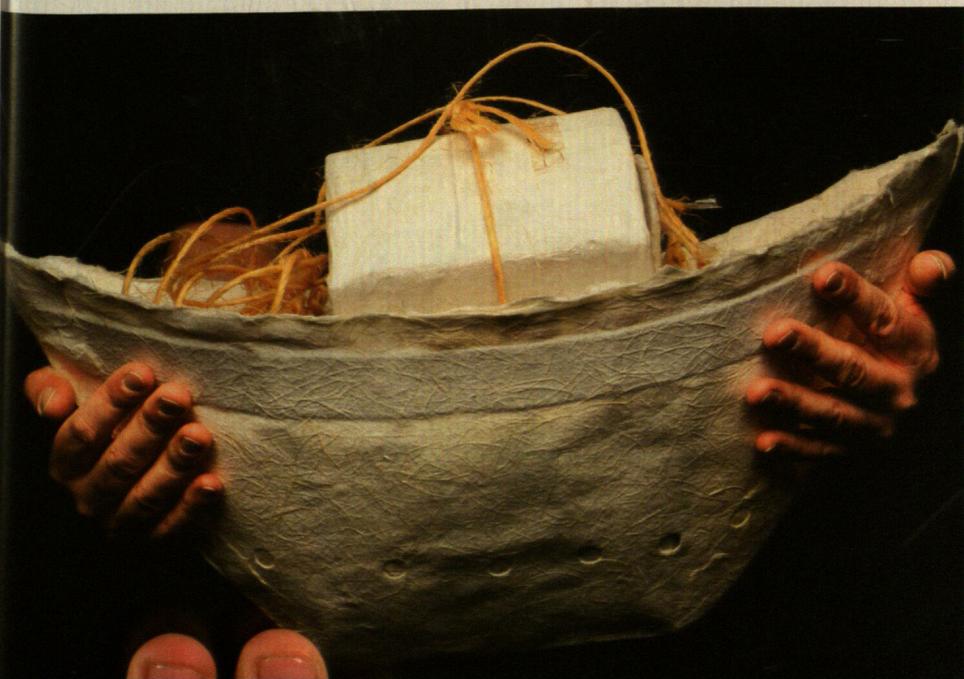
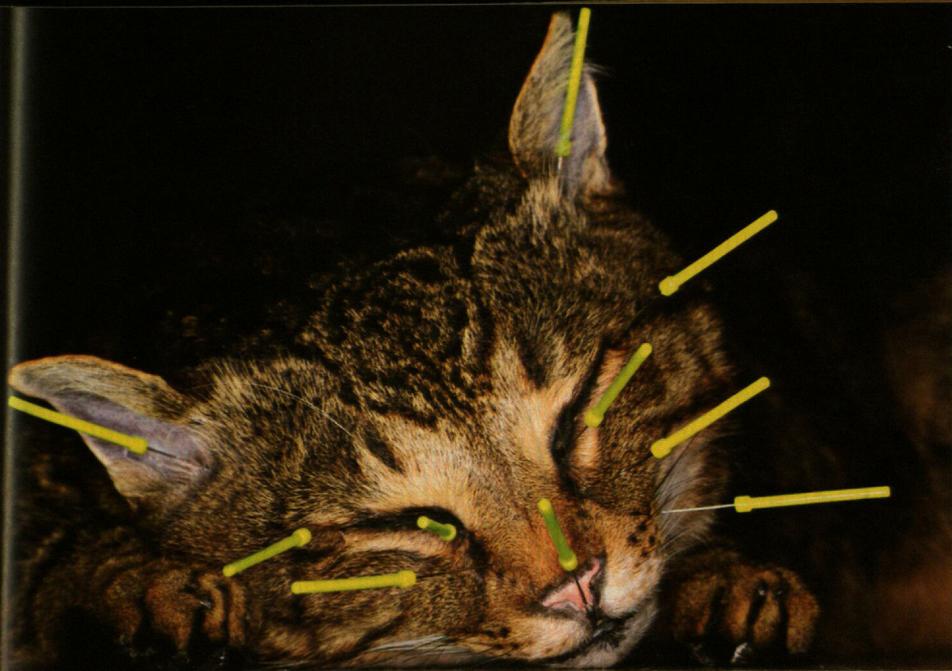
und Hunden, mit einigem Abstand folgen Vögel, Reptilien und Kleinsäuger wie Mäuse, Frettchen, Kaninchen. Hinzu kommen Massen von Zierfischen.

Und die Investitionen in die tierischen Mitbewohner sind in den vergangenen Jahren förmlich in die Höhe geschossen. US-Amerikaner geben inzwischen mehr für ihre Haustiere aus als für Filme, Videospiele und Musik zusammen: für Nahrung und Nahrungsergänzungsmittel, für Tierärzte, für Katzenklos, für Designerklamotten, Halsbänder und Leinen, Fressnapfe, Spielzeug und Geburtstagskarten. Zusätzlich berappen wir Geld für Tierbetreuer, Fellpflegedienste, Hundeschulen, Hundeausführer, Hundesteuern, Begräbnisurnen, Versicherungen und New-Age-Tierkommunikatoren.

Im Angebot sind Tiermenüs wie das „Shredded Duck Entrée“: „eine großzügige Portion handgeschnittener Freilandente, im eigenen Saft gesotten, mit Kartoffeln, Bohnen und Karotten“. Im Angebot sind Höschchen für Welpen, Diademe, Badeanzüge, Smokings und Hochzeitskleider für erwachsene Hunde. Und etwa im Ritz-Carlton Hotel in Sarasota haben privilegierte Hündchen die Wahl zwischen Schwedischer Haustiermassage, Ganzkörper-Entspannungsmassage, kräftigender Sportmassage und sanfter Massage für ältere Tiere.

**A**uch wenn solche Exzesse natürlich ungewöhnlich bleiben – die geschätzten Kosten für die lebenslange Haltung von Tieren sind auch im Durchschnitt enorm: Sie betragen bei einem mittelgroßen Hund in den USA 8000, bei einer Katze, weil sie länger lebt, gar 10 000 Dollar.

Was aber bekommen Tierliebhaber für das viele Geld? Zu dieser Frage habe ich mit dem Sozialpsychologen Robin Kowalski eine Studie angestrengt. Wir batun Hunde- und Katzenhalter, einen Analysebogen







## Dahinter steckt immer ein tierrückter Kopf

Ich wollt', ich wär' ein ... – ja, was eigentlich? »Sparks« heißt dieses kauzige Wesen, in dessen Kostüm ein Meckenerheimer Informatiker steckt. Er ist Teil der weltweiten Furry-Bewegung, deren Mitglieder sich in ihrer Freizeit als Chimären kleiden

auszufüllen. Darin ging es um den Nutzen, den sie von der Beziehung mit ihrem besten menschlichen Freund hatten – und um den Nutzen, den sie aus der Beziehung zu ihren Haustieren zogen. Ergebnis: Menschliche Freunde werden, keine große Überraschung, als wichtiger betrachtet, wenn es darum geht, sich jemandem anzuvertrauen. Schließlich können sie sprechen. Doch es gibt auch ein Gebiet, in dem die Tiere den menschlichen Freunden offenbar tatsächlich voraus sind: im Schenken von bedingungsloser Liebe.

Ich halte diese viel zitierte Idee als Erklärung für das menschliche Bedürfnis nach einem Zusammenleben mit Haustieren allerdings für überschätzt. Zunächst einmal wird die angeblich unverbrüchliche Zuneigung des Tieres zum Menschen von diesen nicht wirklich durchgängig erwidert: Bei Umfragen in meinen Kursen deutete rund ein Drittel der befragten Studenten an, dass mindestens eine Person in ihrer Familie das existierende Tier im Haus eindeutig nicht mochte oder gar hasste. Außerdem ist es nicht so, dass allein lebende Menschen, die mutmaßlich das größte Bedürfnis nach einem treuen Begleiter haben, zu den häufigsten Haustierbesitzern gehören. Vielmehr sind es die Familien, in denen es Schulkinder gibt.

Der Herausgeber der Zeitschrift „Anthrozoös“, Anthony Podberscek, ist ein Freund klarer Worte und geht noch weiter: Dass Tiere ihre Halter lieben, hält er für „Blödsinn“ – und für geradezu entwürdigend für die Tiere. Und nachdem wir eine Katze in unserer Familie aufgenommen haben, sind auch mir Zweifel an der Liebesfähigkeit der Haustiere gekommen. Tillys Zuneigung zu uns, das war schnell festzustellen, ist radikal an Bedingungen geknüpft. Sie bestimmt. Sie liebt mich, wenn ich ihr Fressen vorsetze oder wenn sie will, dass ich ihr den Bauch kraule. Die meiste Zeit jedoch bin ich einfach nur der Typ, der ihr das Fenster öffnet, wenn sie rauswill.

**A**ber was ist es dann, was uns Halter von Tieren offenbar glücklicher und zufriedener macht? Etliche Studien geben uns Hinweise darauf, dass Haustiere gewisse positive Auswirkungen auf die menschliche Gesundheit und unser Wohlbefinden haben. Das Streicheln eines Tieres kann blutdrucksenkend wirken, selbst wenn es sich um eine Königsboa handelt. Und sogar dann sinkt der Stress in unserem Herz-Kreislauf-System, wenn wir ein Video mit tropischen Fischen in einem Aquarium anschauen. Karen Allen, Biopsychologin an der University at Buffalo, fand heraus, dass der Blutdruck nicht steigt, wenn wir im Beisein eines



## Vom Spanferkel zum Glücksschwein

Eigentlich waren sie für den Schlachter oder als Tombola-Gewinn für den Grillspieß vorgesehen. Dass sie stattdessen im »Schweineparadies« von Krankenschwester Sabine Duda in Ostfriesland enden würden, konnte keine Sau dort ahnen



## Schulterschluss mit Primaten

Erscheint Dirk Fußbahn, wird aus einem Kapuziner- schnell ein Klammeräffchen. Kein Wunder, zumal die wenige Monate alte »Coco« in Fußbahns Auffangstation für kranke Wildtiere mit der Hand aufgezogen wurde. Ihre Mutter gab ihr keine Milch

Tieres komplexe arithmetische Probleme lösen müssen – statt in der Gegenwart des Ehepartners, der den Blutdruck hochtreibt.

Es ist ein schöner Gedanke, dass wir durch die Anschaffung eines Hundes oder einer Katze all unsere Krankheiten kurieren könnten. Aber werfen Sie Ihre Antidepressiva besser noch nicht weg. Denn ein genauerer Blick auf besagte Studien lohnt. So wertete die Verhaltensbiologin Erika Friedmann kürzlich die Ergebnisse von 30 zwischen 1990 und 2007 publizierten Arbeiten über die Auswirkungen des Zusammenlebens mit Haustieren genauer aus. Und stellte dabei leider fest, dass 19 Studien positive Effekte nahelegen, immerhin zehn andere aber ergaben, dass Tiere entweder keine Wirkung oder gar negative Auswirkungen auf die menschliche Gesundheit haben.

**W**as kann dieses disparate Ergebnis bedeuten? Dass sich manche, aber längst nicht alle Menschen in allen denkbaren Lebenslagen mit einem Tier an der Seite gesünder und/oder glücklicher fühlen – und auch nicht in dem Ausmaß, wie uns das die Haustierindustrie weismachen möchte. Ein nicht wirklich befriedigendes Ergebnis, das aber dennoch die wissenschaftlich interessante Frage aufwirft: Warum bewirken Haustiere überhaupt etwas?

Es gibt drei mögliche Antworten darauf.

Die erste: Ursache und Wirkung glücklichen Haustierbesitzes könnten anders als bislang angenommen sein; nämlich so, dass es die glücklicheren und gesünderen Menschen sind, die eher dazu neigen, ein Haustier zu halten. Vielleicht haben sie auch mehr Geld. Und sind überdies in besserer körperlicher Verfassung, haben mehr Energie, um mit einem Hund über Wiesen zu tollen.

Die zweite Antwort könnte sein, dass ein Haustier deshalb positiv wirkt, weil es zum Austausch mit anderen Menschen ermuntert. So bewies die Psychologin Deborah Wells von der Queen's University in Belfast, was nicht weiter überrascht: dass man leichter mit Fremden ins Gespräch kommt, wenn man einen Hund ausführt. Die Wirkung ist jedoch von der Art des Hundes abhängig. Ein junger Labrador war in der Studie ein großartiges soziales Schmiermittel, ein ausgewachsener Rottweiler nicht.

Die dritte Antwort schließlich könnte sein, dass ein Haustier soziale Unterstützung bedeutet, weil es wie ein guter Freund einfach immer da ist. Um diese Hypothese zu belegen, suchte sich die Biopsychologin Karen Allen von Stress geplagte Börsenmakler,



ARMANDO TESTA

**LAVAZZA**

THE REAL  
**ITALIAN ESPRESSO**  
EXPERIENCE

LAVAZZA & MODO MIO.  
WÄHLEN SIE DAS ECHE CAPPUCCINO SYSTEM.

NEU!

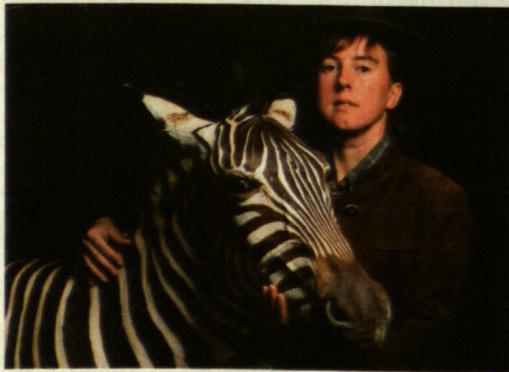


Jetzt gleich testen – 069/63155163  
[www.lavazzamodomio.com](http://www.lavazzamodomio.com)



## Tierliebe von altem Schlag

In einem baufälligen Bungalow kümmert sich Sibylle Schwalbe aus Essen um kranke Straßentauben. In der Hand hält sie Eier aus Gips. Diese tauscht sie gegen die echten der rund 100 Bewohner aus, um deren Vermehrung zu kontrollieren



## Wild auf bleibende Erinnerungen

Präparatorin Claudia Glöckner aus dem Erzgebirge mit ihrem Liebling. Wie zahlreiche Streifengnus, Mufflons oder Impalas hat sie das Zebra aber nicht nur ausgestopft, sondern auf einer Jagdreise auch selbst erlegt. Aus, nun ja, Zuneigung

die unter hohem Blutdruck litten, und teilte sie in eine Versuchs- und eine Kontrollgruppe auf. Zu Beginn der Studie wurde allen Teilnehmern ein blutdrucksenkendes Mittel verschrieben. Die Teilnehmer der Versuchsgruppe nahmen außerdem einen Hund oder eine Katze aus dem Tierheim bei sich auf, während die Kontrollgruppe lediglich das Medikament einnahm. Sechs Monate später brachten Allen und ihre Kollegen die Teilnehmer in Stresssituationen; in der einen Situation musste ein schwieriger mathematischer Test abgelegt, in der anderen eine Rede gehalten werden.

Die Ergebnisse waren eindrucksvoll: Wie erwartet, stieg während der Stressstests bei allen Versuchspersonen der Blutdruck. Doch er stieg bei den Haustierhaltern nur halb so stark wie in der Kontrollgruppe. Außerdem war die positive Wirkung bei jenen Börsenmaklern am größten, die die wenigsten menschlichen Freunde hatten. Dieses Experiment ist der stärkste aktuell verfügbare Beweis, dass ein Tier im Leben eines Menschen dessen Herz- und Gefäßfunktionen tatsächlich über einen längeren Zeitraum verbessern kann.

Derartige Situationen sagen freilich nichts über das evolutionäre Geheimnis aus, warum der Mensch eine solche Bindung an das Tier überhaupt entwickeln konnte. Sollte er, wenn's ihm nach darwinistischer Lesart doch vorrangig um die Erhaltung seiner eige-

Jetzt im Handel

Wir spielen mal Prophet:  
Sie werden die Türkei lieben.





## Dieses Schwein hat eine vornehme Aufgabe

**Ein Badegast mit Rüssel und Handtuch über dem Kopf?** Klare Sache, es muss sich um das Haus von Daan Vermeulen handeln. Der Physiotherapeut und seine Familie teilen es sich mit zwei Schweinen, die zwischen Zimmern und Gärten pendeln. Haben sie sich dort schmutzig gemacht, werden sie gewaschen – schließlich setzt Vermeulen seine vierbeinigen Mitbewohner auch zur Therapie ein

nen Art geht, nicht besser in die Ausbildung seiner Kinder als in Tiere investieren?

Die Anthrozoologie hält da ein paar Erklärungen parat, die das eine mit dem anderen versöhnen. Durch Haustiere, lautet eine Erklärung, erlernen Kinder Güte und Verantwortungsbewusstsein. Außerdem: Wie Ziergärten sind auch Haustiere ein Ausdruck für das menschliche Bedürfnis, die Natur zu beherrschen. Schon ein bisschen banaler: Haustiere erlauben es Angehörigen der Mittelschicht, so zu tun, als seien sie reich.

All das mag richtig sein. Aber mir gefällt eine andere These noch besser. Sie stammt von Dan Gilbert, Harvard University. Irgendwann im Laufe seiner akademischen Karriere, so Gilbert, schwört sich jeder Psychologe, einmal jenen Satz zu schreiben, der folgendermaßen beginnt: „Der Mensch ist das einzige Tier, das ...“

Mein Satz heißt: „Der Mensch ist das einzige Tier, das sich längere Zeit nur zu seinem Vergnügen Mitglieder anderer Gattungen hält.“

Natürlich gibt es, wie immer, auch hier ein paar Ausnahmen, wie das nach dem Tsunami 2004 verwaiste Nilpferdbaby Owen bewies, das in einem Wildpark eine Beziehung mit einer 130 Jahre alten Riesenschildkröte einging. Dennoch bin ich überzeugt, dass ich richtig liege.

Wann und warum entstand dieses Phänomen? Was das Wann betrifft, haben wir keine Ahnung. Archäologische Beweise für die Haltung

von Haustieren reichen beim Hund 12 000 bis 14 000 Jahre zurück, bei der Katze vielleicht 9000 Jahre. Möglich, dass einige unserer altsteinzeitlichen Vorfahren genau wie die Mitglieder einiger heute existierender Stammesgesellschaften gelegentlich einen Papagei oder ein Pinselohrschwein fingen und es als Haustier mit in die Höhle nahmen. Belege aber gibt es dafür nicht. Denn selbst wenn wir zum Beispiel die 25 000 Jahre alten fossilen Überreste eines Mannes finden würden, der einen kleinen Affen in den Armen hält, könnten wir nicht sagen, ob der Affe ein Freund des Toten war oder ihm als Mahlzeit für das Leben nach dem Tod ins Grab gelegt wurde.

Es lassen sich also bestenfalls Vermutungen anstellen. Viele Anthropologen glauben, dass der wirklich große Umbruch im Denken des Menschen vor etwa 50 000 Jahren stattfand, als explosionsartig neue Kulturformen entstanden – Kunst, Musik, Waffen, Werkzeuge. Michael Tomasello vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig vertritt die These, dass dieses sprunghafte Wachstum der menschlichen Kreativität durch die Entstehung einer neuen und raffinierten Fähigkeit angetrieben wurde: die Fähigkeit, von sich auf den geistigen Zustand anderer zu schließen.

Bilder auf Höhlenwänden, die halb menschliche und halb tierische Wesen zeigen, lassen vermuten, dass unsere Vorfahren vor etwa 35 000 oder 40 000 Jahren begannen, über Tiere gewissermaßen zu theoretisieren. Nach Ansicht James Serpells war es diese damals neuartige Fähigkeit, ein Tier wie einen Menschen zu betrachten, die es überhaupt erst möglich machte, Wildtiere zu zähmen und Bindungen zu ihnen aufzubauen.

Serpell hat gute Argumente, aber ohne eine Zeitmaschine werden wir vermutlich nie wissen, wann der erste Mensch tatsächlich zu dem Schluss kam, dass ein Fellknäuel auch ein Freund sein könnte und nicht nur ein Essen. □

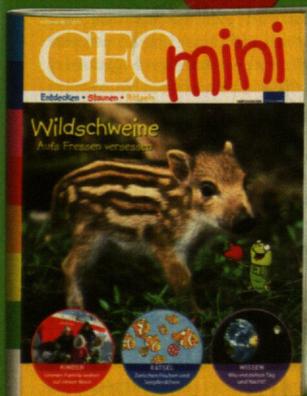


HEIDI und HANS-JÜRGEN KOCH sind ein vielfach für ihre Arbeiten ausgezeichnetes Fotografenduo. Über eine seltsame Begegnung bei der Erarbeitung dieses Themas berichten sie auf Seite 150. Autor HAL HERZOG ist Mitbegründer der sogenannten Anthrozoologie und einer der führenden Experten für Mensch-Tier-Beziehungen. Sein Text ist ein Auszug aus dem bei Hanser erschienenen Buch „Wir streicheln und wir essen sie: Unser paradoxes Verhältnis zu Tieren“.

Jetzt im Handel

Die GEO-Kindertitel: garantiert für jede Größe was dabei.

AB 5  
JAHREN



### GEOmini

Das Heft für neugierige Erstleser.

Jungen und Mädchen ab fünf Jahren finden in GEOmini jeden Monat altersgerechte Beiträge zu verschiedensten Themen. Dazu gibt es jede Menge Rätsel, Spielanleitungen und tolle Basteltipps.

AB 8  
JAHREN

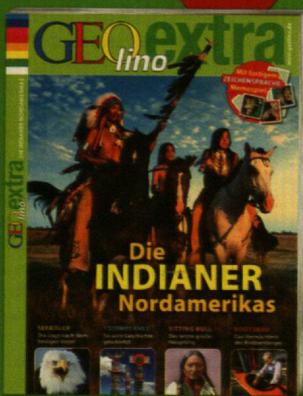


### GEOlino

Deutschlands größte Kinderzeitschrift.

GEOlino wendet sich an junge Entdecker ab acht Jahren. Ob Tiere, Natur oder Technik: In herausragenden Bildern und Texten bietet das Heft Monat für Monat Geschichten aus der ganzen Welt.

AB 8  
JAHREN



### GEOlino extra

Das Themenheft für alle zwischen 8 und 14 Jahren.

GEOlino extra lässt keine Fragen offen: Sechsmal im Jahr widmen sich die Hefte auf 100 Seiten jeweils einem spannenden Thema in aller Breite und Tiefe. Auch mit DVD erhältlich.

GEOmini, GEOlino oder GEOlino extra jetzt bestellen?  
Unter [www.geo.de/shop](http://www.geo.de/shop) oder unter 01805/861 80 03\*

\* 0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem dt. Mobilfunknetzen.